

Die Welt mit anderen Augen sehen

Barbara Schellhammer war Monate lang in der Eiswüste Kanadas und hat sich mit den Inuit beschäftigt. Seitdem forscht sie, wie Kulturverlust auf Menschen wirkt

VON LINUS FREYMARK

P lötzlich war sie mit dem Jungen allein. Er war zu dieser Zeit erst 17, aber groß und muskulös, wie viele Inuit. Und er hatte ein Verbrechen begangen. Es lag Schnee. Es war kalt. Bis zu minus 40 Grad können es im äußersten Norden von Kanada werden. Er werde nicht mehr weitergehen, sagte der Junge zu ihr. Er machte es sich auf einem Baumstamm bequem, Barbara Schellhammer setzte sich zu ihm. Obwohl ihr unwohl zumute war, obwohl sie ein bisschen Angst hatte vor dem, was gleich passieren könnte. Aber der Junge tat ihr nichts. Er erzählte ihr eine Geschichte. Seine Geschichte.

21 Jahre war Barbara Schellhammer da alt. Zum ersten Mal war sie 1998, damals gerade in München für den Studiengang Soziale Arbeit eingeschrieben, in Kanada. Sie arbeitete mit Jugendlichen, die kaum älter waren als sie und die doch ein ganz anderes Leben hinter sich hatten. Schwer Erziehbar waren darunter, Gewalttäter, Sexualstraftäter. Jeden Morgen setzte sich Schellhammer mit ihnen im Kreis, und die Jungen erzählten. Was sie getan hatten. Aber auch, warum sie es getan hatten. Es waren schlimme Geschichten. Aber auch welche, die Schellhammer nicht mehr losgelassen haben.

Die Hochschule für Philosophie ist eine Männerwelt – vielleicht bekommt sie bald eine Professorin

Sie lebte damals in einer Gegend, in die wohl nur wenige Europäer freiwillig ziehen würden. In der so heftige Schneestürme toben, dass man auf dem Weg zum Nachbarhaus erfrieren kann. In der die kargen Häuser auf Stelzen in das Eis getrieben sind, damit sie der zerstörerischen Kraft der Natur standhalten. Und in der es die Sonne die Hälfte des Jahres nicht über den Horizont schafft. Und trotzdem sagt Barbara Schellhammer, es sei dort wunderschön gewesen.

Das war vor knapp 20 Jahren. Jetzt könnte Schellhammer, 41, die erste weibliche Professorin an der Hochschule für Philosophie der Jesuiten werden. Dozentin für Kulturphilosophie ist sie bereits, als erste Frau mit einem festen Arbeitsvertrag an der Hochschule des Männerordens.

Ihre Doktorarbeit hat sie über die Ureinwohner im nördlichen Kanada geschrieben, über die Inuit, die statistisch gesehen überproportional häufig straffällig werden. Schellhammer beschäftigte sich mit der Frage nach dem Warum. Seit mehr als 20 Jahren fährt sie regelmäßig nach Kanada. Seit ihr der Junge im Wald seine Geschichte erzählt hatte.

Wenn der Junge bestraft werden sollte, ging der Vater mit ihm zum Fluss. Er nahm dann den Kopf des Jungen und drückte ihn in das eiskalte Wasser. Bis der Junge dach-

te, er würde ertrinken. Dann zog der Vater ihn wieder heraus. Und drückte ihn wieder ins Wasser. Sinnlose Todesangst eines Jugendlichen, eines Kindes. Was macht das mit einem? „Man holt sich erlebte Gewalt zurück, indem man über andere verfügt“, sagt Schellhammer. Deshalb landete der Junge in Ranch Ehrlo, der Einrichtung für schwer erziehbare und straffällig gewordene Jugendliche, in der Schellhammer in ihrer ersten Zeit in Kanada gearbeitet hatte. Und deshalb saß er alleine mit Barbara Schellhammer in dem verschneiten Wald und erzählte. Von dem, was er erlebt hatte. Von dem, was er getan hatte. Und wovon er träumte. Er würde gerne einmal eine eigene Familie haben, Frau, Kinder, vielleicht irgendwann mal Enkel. Schellhammer hörte zu, die ganze Zeit, bis der Junge fertig war. „Jetzt können wir gehen“, sagte er am Ende.

Schellhammers Blick wandert beim Erzählen langsam über den Schreibtisch in ihrem Büro in der Hochschule. Notizbuch, Schlüsselbund, Handy, viel mehr liegt darauf nicht herum. „Es ist schwierig für einen Philosophen, nicht zu denken“, sagt sie dann. Wenn Schellhammer von ihrer Arbeit erzählt, ist sie mit ihren Gedanken zurück in Kanada. Zurück in Saskatchewan, 3000 Kilometer nordwestlich der kanadischen Hauptstadt Ottawa. Zurück bei den Inuit, zurück bei Justin, dem Jungen aus dem Wald – Schellhammer hat seinen Namen nicht vergessen.

Vier bis fünf Prozent der kanadischen Gesamtbevölkerung machen die Inuit aus. Unter den Gefängnisinsassen liegt ihr Anteil dagegen bei fast einem Viertel. „Wenn man so will, sind die kanadischen Gefängnisse die größten Reservate“, sagt Schellhammer.

Warum ist das so? Und welche Rolle spielt dabei die Kultur für den Menschen? Oder besser gesagt: Welche Rolle spielt Kultur insgesamt für den Menschen?

„Das liegt auch am Rassismus.“ Kein Nachdenken. Schellhammer ist überzeugt, dass die gewaltsame kulturelle Entwurzelung der Ureinwohner nach der Kolonialisierung eine wichtige Rolle spielt. Durch die kanadische Assimilationspolitik wurde vielen indigenen Völkern die kanadische Kultur aufgezwungen. Kinder und Jugendliche der Inuit wurden ihren Eltern weggenommen und in Internate gesteckt, in denen sie auf Englisch unterrichtet wurden. Viele von ihnen sprechen die Sprache ihrer Vorfahren nicht mehr. „Sie wurden in den kanadischen Mainstream eingegliedert“, sagt Schellhammer. Kurzes Nachdenken. „Eigentlich ist umerzogen das richtige Wort.“

Die Kultur geht verloren, die eigene Identität ist dann nicht mehr lebbar, sagt Schellhammer. Es fehle ein „Bedeutungsgewebe“, etwas, an dem man sich festhalten kann, etwas, das Orientierung gibt im Leben. Die First Nations in Kanada aber hängen zwischen den Kulturkreisen, fühlen sich weder dem ursprünglichen noch dem



westlich geprägten Lebensstil der kanadischen Mehrheitsbevölkerung zugehörig. Identitätskonflikte entwickeln sich, das Gefühl, nicht vollwertig zu sein. Dann kommen die Gegenreaktion, die „-ismen“ sagt Schellhammer dazu: Nationalismus, Fundamentalismus, Extremismus. Und bei den Inuit die hohe Suizidrate.

Es gibt Berichte von jungen Inuit, die kollektiven Suizid begangen haben. Vielleicht nicht nur wegen des Kulturverlusts. Aber höchstwahrscheinlich auch deshalb, so sieht es Schellhammer. Und dass diese Entwicklung mit der Globalisierung noch verstärken könnte. Verlust des Bindegewebes auf der einen, die Angst davor auf der ande-

ren Seite. Fehlende Identität. Schellhammer – die Mutter war Lehrerin, der Vater Offizier bei der Bundeswehr – ist in Landsberg am Lech zur Schule gegangen und dort zunächst auf der Hauptschule gelandet. Eigentlich haben ihr ihre Lehrer nicht mal das zugehört. Höchstens Förderschule, hieß es nach der Grundschule. Schell-

Nach der Grundschule wollten die Lehrer Barbara Schellhammer auf die Förderschule schicken, doch darauf ließ sich die Schülerin nicht ein. Sie wechselte auf die Realschule, studierte nach dem Fachabitur Soziale Arbeit und später Philosophie.

FOTO: ROBERT HAAS

hammer hat nicht darauf gehört. Sie ist auf die Realschule gewechselt, Nonnenbunker nennt sie die Mädchenschule heute. Schellhammer sagt, sie sei „katholisch sozialisiert“ worden. Sie ist gläubig. Aber sie kann den Glauben auch mal für einen lockeren Spruch ausklammern.

Fachabitur in Kaufbeuren, Studium der Sozialen Arbeit in München. Aber irgendwann haben ihr die Theorien dort nicht mehr ausgereicht. Deshalb die Philosophie. Schellhammer ist an die Hochschule gegangen, hat dort noch einmal drei Jahre studiert und dann promoviert, Titel ihrer Arbeit: „Dichte Beschreibung in der Arktis. Clifford Geertz und die Kulturrevolution der Inuit in Nordkanada“. Manchmal ist Schellhammer aus der Vorlesung gegangen und hat die Welt mit anderen Augen gesehen. „Die Philosophie zeigt uns tagtäglich Leitmuster auf, wie wir unseren Problemen begegnen.“ Im vergangenen November hat sie ihre Habilitationsurkunde überreicht bekommen, wird eine Professorin an der Hochschule der Jesuiten frei, könnte Schellhammer die erste weibliche Professorin dort werden. Man wolle sie auf jeden Fall gerne behalten, heißt es in der Hochschule.

In vielen Ländern hat sie erforscht, was Vertreibung mit den Menschen macht

2002 wanderte Schellhammer aus nach Kanada, in ein kleines Dorf, in dem regelmäßig die Toiletten eingefroren sind. Aus dem man an manchen Tagen nicht wekommt, weil die Straßen, die nur aus Schnee und Eis bestanden, unpassierbar sind. Sie wurde von den Einheimischen gut aufgenommen, aber trotzdem war sie in dem Dorf auch sehr oft sehr allein. Und trotz allem sagt sie über ihr Leben und ihre Arbeit in Kanada: „Das gibt einem sehr viel Sinn.“ Sie bekam eine halbe Stelle an der Royal Roads University in Victoria, Kanada. Die andere Zeit arbeitete sie in an der Uni Kassel. Ein Semester hier, ein Semester dort.

2013 kam sie zurück nach München. An der Wand in Schellhammers Büro hängt eine Weltkarte, und wäre Schellhammer ein bisschen eitel, als sie ist, hätte sie vielleicht mit kleinen Fähnchen die Länder auf der Karte markiert, in denen sie schon gewesen ist. Kenia, Irak, Togo. Überall dort hat sie erforscht, was Vertreibung, was kulturelle Verdrängung mit den Menschen macht. Im Irak etwa hat sie mit den vom IS verfolgten Jesiden gesprochen.

Vor allem aber wäre es im linken oberen Viertel der Karte voll geworden. Dort, wo der Staat liegt, in dem Schellhammer einen Großteil ihres Lebens verbracht hat. Aber das mit den Fähnchen ist nicht Schellhammers Sache. Die ganzen Stäbchen und Stoffketten würden nur den Blick aufs Wesentliche versperrern.

Damit Eltern tollen lernen

Stefanie Woitun bietet improvisierten Tanz für Familien mit Kleinkindern an

München – Erst mit 26 hat Stefanie Woitun, 30, ihre Tanzausbildung begonnen – in einem Alter, in dem viele professionelle Tänzer ihre Karriere schon wieder an den Nagel hängen. So unkonventionell wie ihr Werdegang ist auch Woituns Vorstellung vom Tanzen: Für sie geht es vor allem darum, sich selbst und ihre Gefühle ausdrücken zu können, und weniger um eine bestimmte Choreografie. Weil sie diese Philosophie auch jungen Eltern und ihren Kindern vermitteln will, bietet sie nun mit ihrer Kollegin Jessica Capra, 31, improvisierten Tanz für Familien mit Kleinkindern an. Ursprünglich stammt diese Methode aus Israel, nennt sich Kontakids und ist in München bislang einmalig. Der Tanz findet in den Räumlichkeiten des Aikido-Studios Kenbukai-Dojo in der Maxvorstadt statt.

UND JETZT?

SZ: Was kann man sich denn genau unter Kontakids vorstellen?

Stefanie Woitun: Es ist eine spezielle Form des improvisierten Tanzes, die wir für Kinder zwischen zwei und fünf Jahren anbieten. Erfunden wurde sie von dem Israeli Itay Yatuv vor etwa vier Jahren. Die Idee dahinter ist es, einen Raum zu kreieren, in dem Eltern mit ihren Kindern spielen und so eine neue Art der gemeinsamen, nonverbalen Kommunikation entwickeln können.

Und was passiert da?

Wir machen verschiedene Spiele und zeigen verschiedene Übungen, die die Eltern mit ihren Kindern nachmachen können.

Zum Beispiel?

Eine ganz einfache Übung ist beispielsweise, dass die Eltern zu den Kindern auf den Boden kommen und ihren Kindern auf Augenhöhe begegnen. Denn normalerweise schaut man als Erwachsener ja immer auf sein Kind herunter und das Kind immer nach oben. Dann rollen beide auf dem Boden herum oder das Kind setzt sich auf den Fuß des Elternteils und wird durch die Gegend getragen.

Müssen Eltern so etwas wirklich erst lernen? Wie unterscheidet sich das vom normalen Herumtollen zu Hause?

Der große Unterschied ist, dass es bei Kontakids wirklich um die Verbindung zwischen Eltern und ihren Kindern geht. Wir leben in einer Zeit, in der Leistung ganz wichtig ist. Ganz oft wollen Eltern, dass ihre Kinder gut sind in irgendetwas oder Ziele erreichen. Bei uns lernen sie wieder, gemeinsam Zeit miteinander zu verbringen und einfach nur zu spielen.

Das klingt so, als würden nicht in erster Linie die Kinder etwas lernen, sondern die Eltern.



Wenn Stefanie Woitun tanzt, geht es ihr nie um eine vorgegebene Choreografie, sondern um Gefühle. Für junge Eltern und ihre Kinder bietet sie nun Kontakids an – eine sehr freie Tanzform.

FOTO: EVA MARIA GELFERT/0H

Ja, in gewisser Weise ist der Fokus tatsächlich etwas mehr auf den Eltern. Kinder wissen, wie man spielt. Eltern hingegen haben das häufig verlernt und oft viel Angst um ihre Kinder. Durch unser Training lernen sie, mal loszulassen, ihre Kinder besser zu verstehen und ihnen etwas zuzutrauen. Im Alltag fehlt dazu häufig die Zeit.

Heißt das, Eltern wissen häufig gar nicht mehr, wie sie mit ihren Kindern richtig umgehen sollen und sind deswegen verunsichert?

Definitiv. Ich glaube Erwachsene nehmen die Welt ganz anders wahr als Kinder. Erst wenn Kinder etwa acht Jahre alt sind, fangen sie bewusst an zu reflektieren, nachzudenken und unsere Gefühle und Gedanken zu filtern. Kleine Kinder nehmen ihre Welt noch sehr gefühlt wahr, Eltern hingegen hinterfragen vieles. Auch Körperkontakt und Intimität, obwohl das etwas ganz natürliches ist, etwas, das jeder Mensch braucht.

Viele Eltern, die zu uns kommen, sind im Umgang mit ihren Kindern sehr verunsichert.

Und was lernen die Kinder?

Die Kinder lernen, sich selbst zu vertrauen und werden dadurch unabhängiger und selbstbewusster.

Manchmal haben Kinder aber doch gar keine Lust, mitzumachen und etwas zu lernen.

Wir verstehen Kontakids als eine Einladung. Es bleibt den Kindern und den Eltern überlassen, ob sie diese Einladung im jeweiligen Moment annehmen wollen oder nicht.

Das klingt fast ein bisschen esoterisch.

Ich würde sagen, es ist sogar das Gegenteil von Esoterik.

Inwiefern?

Wenn wir auf die Welt kommen, ist unser Körper das erste, was wir erfahren. Ich finde es komisch, dass wir uns, je älter wir werden, immer weiter weg von unserem Körper entwickeln. Kontakids ist für mich einfach eher eine Rückbesinnung auf unseren Körper, also das Wesentliche, und nicht spirituell.

Wäre diese Methode auch auf andere Beziehungen, zum Beispiel Liebesbeziehungen übertragbar?

Ich denke viel über diese Idee nach. Und tatsächlich gibt es schon Lehrer, die damit bereits experimentieren und eine Art Beziehungstanz anbieten.

Ließe sich das dann mit einer nonverbalen Paartherapie vergleichen?

Ich glaube, wenn zwei Menschen miteinander im physischen Kontakt stehen, dann hat man einen stetigen Informationsaustausch. Anders als beim Sprechen, wo immer einer spricht und einer zuhört, können beim Tanzen beide gleichzeitig kommunizieren. Bewegung erzeugt zudem eine große Intimität, man kann sich nicht verstecken. Das ist sehr intensiv.

INTERVIEW: JACQUELINE LANG

Ein Leben für die Schwachen

Frauenrechtlerin Lilli Kurowski ist im Alter von 79 Jahren gestorben

Gekämpft hat sie bis zuletzt, obwohl sie selbst schon seit Jahren gesundheitlich angeschlagen war. Nicht für sich, immer für andere: Der Einsatz von Lilli Kurowski, die am vergangenen Freitag, wenige Monate vor ihrem 80. Geburtstag, starb, galt den Schwachen. Vor einigen Monaten erst startete die Sozialarbeiterin und promovierte Juristin die Kampagne „Schluss mit Niedriglöhnen von Frauen“. Weil sie sich gehörig darüber ärgerte, dass in Politik und Medien Kinderarmut oft als isoliertes Problem betrachtet wird, unabhängig von der Armut der arbeitenden Eltern. „Niedriglöhne züchten Kinder- und Altersarmut“, zürnte Lilli Kurowski, da bräthen auch die im Koalitionsvertrag vereinbarten Verbesserungen nicht viel.

In einem Alter, in dem sich viele Menschen in den Ruhestand verabschieden, hat sie vor 15 Jahren zusammen mit engagierten Mitstreitern den Verein „Einspruch“ gegründet, der Hartz-IV-Bezieher kostenlose Rechtsberatung bietet. Eine arbeitsrechtliche Beratung für Niedriglohnbezieher ist später dazu gekommen. Der Verein betreibt Lobbyarbeit für die Schwachen, prangert unzureichende Regelsätze an, kritisiert, dass die Arbeitsförderung unzureichend ist und dass stattdessen die Menschen mit Sanktionen drangsaliert werden.

Von Anfang an kämpfte Lilli Kurowski für eine Reform der Hartz-IV-Gesetze. „Ich halte es für unerträglich, wenn Armut, Arbeitslosigkeit und Bildungsnot und das damit verbundene Gefühl der Scham das Leben der Menschen bestimmen.“

Sie wusste nur zu gut, was es bedeutet, unter schwierigen Bedingungen aufzuwachsen. Zusammen mit ihrer Mutter und ihrem Bruder floh sie im Februar 1945 aus Ostpreußen mit einem Schiff, dessen Untergang nur wenige Menschen überlebten, der Vater war gefallen. Vier Jahre in Flüchtlingslagern

folgten, Armut prägte die Kindheit der Familie: „Die bitterste Erfahrung für meinen Bruder und mich aber war, dass wir als arme Kinder trotz guter Noten nicht wie der Sohn des Lehrers und des Pfarrers aufs Gymnasium durften. Wir konnten weder das Schulgeld, noch die Internatskosten – das nächste Gymnasium war sehr weit entfernt – bezahlen.“

Mit der ihr eigenen zähen Energie schaffte es Lilli Kurowski nach einer Ausbildung zur Verkäuferin, auf dem Weg eine ungewöhnliche Bildungskarriere zu meistern. Nach dem Besuch der Berufsfachschule für Sozialarbeit arbeitete sie als Jugendfürsorgerin in Bochum. Im Jahr 1966 fing sie dann in München als städtische Familienfürsorgerin im Hasenberg an. Im Alter von 35 Jahren konnte Kurowski mit einem Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung

das Jurastudium in München beginnen. Nach ihrer Promotion gründete sie die Münchner Frauenrechtsschule, die Fortbildungen anbot und für die Gleichstellung eintrat. Ihr großes Engagement für die Schwächeren wurde mit dem Bundesverdienstkreuz, der Staatsmedaille für soziale Verdienste und München leuchtet in Gold ausgezeichnet.

„Der Kampf gegen die Beschämung von armen Menschen“ sei ihr Lebens-thema, bekannte Kurowski, die deshalb zeitweise auch mit der Partei, der sie mehr als 50 Jahre angehörte, im Clinch lag. „Ich bin Sozialdemokratin, aber eine, die sich häufig von der eigenen Partei verraten gefühlt hat.“ An Rückzug aber hat die streitbare Kämpferin nie gedacht: „Ich habe eine Liste gemacht von Menschen, die rausgeschmissen gehören aus der SPD.“ SVEN LOERZER



Erst arbeitete Lilli Kurowski als Familienfürsorgerin. Nach ihrem Jura-Studium gründete sie die Münchner Frauenrechtsschule.

FOTO: FLORIAN PELJAK